

Schaurig schön

H.R. Giger, der «Oscar»-gekrönte «Alien»-Schöpfer, ist kein Monster, sondern ein Mensch, der zu seinen Ängsten steht. Ein Ausflug in die schaurig schöne Giger-Welt.



H. R. Giger mit einer von ihm entworfenen Metallmaske aus Stanzabfällen, die er ursprünglich für Popstar Debbie Harry schuf. Auch den Stuhl mit der hohen Lehne hat er selber ent-

worfen. Oben: Totenschädel als Türknauf - der Künstler bei der Eröffnung der Giger-Bar, im Smoking. Giger, der sonst nur Schwarz trägt, kaufte sich dafür erstmals ein weisses Hemd.

Mutter
Melly, 86,
ist stolz auf
ihren Sohn:
«Mir gefal-
len seine
Werke»



Das Kofferbaby - eine typische Giger-Plastik. Wie im Mutterleib kauert die Kreatur in ihrer Hülle. Giger verbindet Organisches mit Mechanisch-Funktionellem. Für die einen erschreckend, für andere ein Gefühl der Geborgenheit auslösend. Giger will mit seinen Werken nicht schockieren. Ihm geht es darum, das Unbekannte zu ästhetisieren. Dabei kennt er keine Tabus.



Hans Ruedi Giger, 52, zu Besuch bei seiner Mutter Melly, 86, in Chur, die die Werke ihres Sohnes sehr schätzt. An der Wand ein Bild von Gigers 1976 verstorbenem Vater, der ebenfalls Hans Ruedi hiess und Apotheker war.

Wenn ich einmal Kannibale werden müsste, würde ich erst Arme und Beine essen, bevor ich mich in das <Gschlüder> begeben», zitiert Hans Ruedi Giger, auf seinem mit drei Totenschädeln gekrönten schwarzen Stuhl sitzend, seine Romanfigur «Armbeinda».

Eine grausame Vorstellung, aber eigentlich hat dieses Argument Hand und Fuss. «Überall, wo der Körper Öffnungen hat, wird es unästhetisch», führt Giger «Armbeindas» Argumentation fort.

«Ich bin ein Ästhet», sagt Giger, und deshalb bestünden seine Wesen wie die «Armbeinda» und ihre Zwillingschwester «Beinarmda» nur aus Armen und Beinen. «Alles, was ich in die Finger nehme, wird irgendwie ästhetischer», sagt er. «Ich versuche den Leuten die unbekanntesten Dinge näherzubringen, damit sie sie anschauen können.»

Vom Kannibalendasein ist Giger selbst weit entfernt: Vorerst ist kalorienarme Ernährung angesagt. «Ich habe schon 15 Kilo abgenommen», sagt Giger nicht ohne Stolz. «Meiner Freundin zuliebe.» Ausserdem trinke er kaum noch Alkohol.

Deshalb isst er jetzt ganz harmlos einen frischen Apfel, dazu gibt es Mineralwasser. «Ja, ich werde Schock-Maler genannt», fährt er fort, «und meine Werke bezeichnen sie als <Horrorbilder>.» Das ärgert ihn sehr. Doch diese Klischee-Etiketten haften dem 52jährigen Churer seit vielen Jahren an, mindestens seit seinem Erfolg mit der Design-Arbeit für den Weltraumschocker «Alien». 1980 wurde Giger für den Horrorfilm mit einem «Oscar» ausgezeichnet und kam so zu Weltruhm.

Während er im Ausland als Kultfigur gilt, scheint der Mann, der keine Tabus

In H. R. Gigers Wandgestell: der «Oscar», den er 1980 für «Alien» bekam, ein als Handgranate getarntes Feuerzeug, ein verzierter Schädel aus Indien, ein Totenkopf mit magischen Zeichen, Schlangenschädel und andere Kuriositäten.

Nach «Alien» kommen jetzt «Ambeinda» und «Bein- armda», die kopflosten Monster



H. R. Gigers bekanntestes Geschöpf: das «Alien»-Monster. Für den Regisseur Ridley Scott schuf Giger 1978 dieses Horrorwesen, das ihn auf der ganzen Welt bekannt machte und ihm einen «Oscar» einbrachte. Noch heute erscheinen Comic-Stories über das unsympathische Weltraumwesen mit den scharfen Zähnen, das ab Mai in «Alien 3» auch im Kino wieder kraftvoll zubeissen wird.



«Am liebsten arbeite ich im Bett», sagt Giger. Zurzeit zeichnet er die Geschichte «The Mystery of San Gottardo». «Eine Parodie auf Von-Däniken-Stories» nennt er die witzige Schauermär der «Entarmten und Entbeinten».



Ex-Frau Mia arbeitet heute als Gigers Beraterin. Sie hilft Ausstellungen zu organisieren und bringt Ordnung in Gigers vielfältiges Werk. Im Vordergrund ein Modell des Kopfes der Skulptur, die vor der Giger-Bar in Chur steht.



Gigers Hausgenossen haben schon vor etlichen Jahren das Zeitliche gesegnet. «Wenn Kinder aus der Nachbarschaft mein Atelier anschauen kommen, sind sie von den Skeletten fasziniert», sagt er. «Ich fotografiere sie dann davor.»

kennt, den Schweizern selbst ein Tabu zu sein. So besitzt das Kunsthaus Zürich zwar ein Werk von ihm, versteckt dieses aber wie ein missgestaltetes Kind hinter verschlossenen Kellertüren. «Was die Leute nicht kennen, ist für sie halt Horror», fasst Giger diese Ablehnung zusammen. Er freut sich aber, dass viele jüngere Leute sein Werk und seine Arbeit schätzen.

Manchmal läute nachmittags die Türglocke im unscheinbaren Reihenhaus in Zürich-Oerlikon, in dem Giger seit über zwanzig Jahren wohnt. «Und dann stehen da Kinder aus der Nachbarschaft, die sich meine Wohnung anschauen wollen. Ich finde das herzig, dass die den Mut haben, und gebe denen dann immer alles mögliche mit.»

Doch es pilgern auch Erwachsene zu Giger. Wie das finnische Fernsehen oder ein Software-Entwickler aus Los Angeles, der jetzt das von Giger gestaltete Computerspiel «Dark Seed» weltweit auf den Markt bringt.

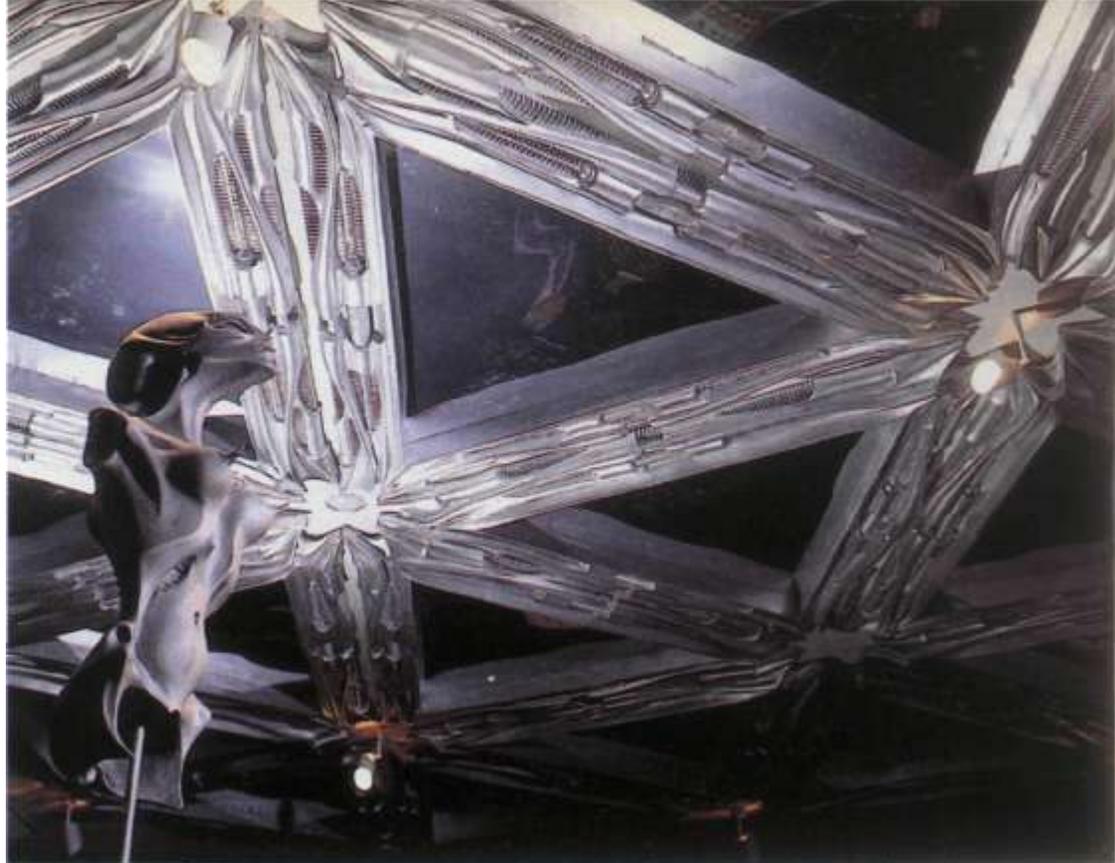
Auch die Japaner waren da, sie Hessen sich von Giger 1988 mitten in Tokio eine Giger-Bar gestalten.

Nun aber scheint man dem Propheten auch im eigenen Land endlich die gebührende Beachtung zu zollen: Die zweite Giger-Bar wurde vergangene Woche in Chur eröffnet.

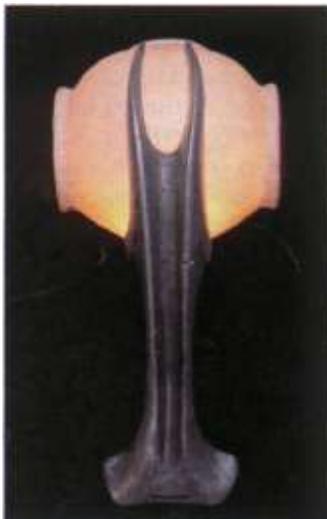
Chur ist die Stadt, in der Giger 1940 als Sohn eines Apothekers geboren wurde. Schon dort bevölkerte er in seiner Phantasie die mittelalterlichen Kellergewölbe seines Elternhauses mit allerlei seltsamen Geschöpfen und lockte schöne Mädchen in die selbstgeschaffene Geisterbahn.

«Chur ist für jemanden wie mich eine unmögliche Bleibe. Ich trachtete, möglichst schnell aus diesem Spiesserkaff wegzukommen», schrieb Giger 1977 in seinem Buch «Necronomi-

Unheimlich heimelig: Die Giger-Bar in Chur. Giger: «Eine Festung für Singles»



Grausam gemütlich: Die Decke der Giger-Bar ist mit dreieckigen Elementen mit Spiegeln dekoriert. Die ausgemergelte Frauenfigur, die in der Mitte der Bar aufgestellt ist, steht in grösserer Ausgabe als Brunnen auf dem Vorplatz.



Die Lampen, der Boden, die Decke, die Theke - jeder einzelne Einrichtungsgegenstand der Giger-Bar im Churer Kalchbühl-Quartier ist ein Kunstwerk für sich. Mit Horror hat die Bar allerdings nichts zu tun, eher mit Barock und Jugendstil. Mehr als zwei Jahre lang hat Giger daran gearbeitet - ohne Honorar: «Die einzige Bedingung war, dass die Bar auch wirklich zustande kommt.»



Beim Testsitzen vor der Bar-Eröffnung: H. R. Giger mit Freundin Marlyse Huber (links), Ex-Frau Mia (Mitte) und Kunstsammlerin Ana-Lisa Ackermann. Zufrieden genehmigt sich Giger ein Cüpli - sonst trinkt er kaum noch Alkohol.

con» über seine Heimatstadt. Die Churer nehmen ihm das heute nicht mehr übel und bewilligten der Bar nach längerem Werweissen dann doch ein Alkoholpatent.

Das Lokal im neugestalteten Kalchbühl-Quartier präsentiert sich in organischen Strukturen und erinnert an den Jugendstil. Halogenlicht, das in den ovalen Spiegeln reflektiert, verleiht dem in Schwarz gehaltenen Raum einen heimeligen Glanz - keine Spur von «Horror-Bar», wie manche Zeitungen voreilig urteilten. «Eine Festung für Singles», nennt Giger die Theke mit den hochlehnigen Barstühlen, auf denen die Besucher wie Domherren thronen dürfen.

Zwei Jahre lang haben Hans Ruedi Giger und seine Mitarbeiter Conny de Fries und Andreas Schedler an der Bar gearbeitet. Bauherr ist der Churer Architekt Thomas Domenig. Das Werk ist eigentlich unbezahlbar, doch Giger arbeitete ohne Honorar, behält dafür aber das Copyright der entwickelten Möbel. Und daran könnte er bei späteren Produktionen gut verdienen. «Ich werde aber sicher nicht noch einmal eine solche Bar bauen», sagt Giger, «zwar würde ich gewisse Sachen wieder verwenden, aber immer neue Ideen einbringen.»

Seine Einfälle bringt Giger im Moment am liebsten als Zeichnungen zu Papier. «Zur Arbeit mit der Spritzpistole muss ich mich richtig zwingen», sagt der Künstler, der eigentlich als Meister dieser der Fotografie ähnlichen Airbrush-Technik gilt. Spritzpistolen-Jünger aus aller Welt haben ihn kopiert. «Man kann halt gut bluffen mit dem Gerät, etwa wenn man so schummrige Verläufe macht», sagt Giger. Sein Lieblingsprojekt ist im Moment «The Mystery of San Gottardo». Zeichnungen mit «Armbeinda» und anderen

kopf- und rumpfloren Wesen, die allerlei Böses anstellen. Eingeflochten in die Story werden Gestalten wie der Giessermeister Ignaz, der statt in einem Rollstuhl in einem selbstgegossenen Erzkübel mit Rädli umherfährt. «Der keit denn sLoch abe», verrät Giger jetzt schon dessen schreckliches Ende. Am liebsten würde er die Schauermär als Film verwirklicht sehen. «Filme sind Gesamtkunstwerke, eine Form, die mich am meisten interessiert. Aber es ist schwierig, geeignete Leute zu finden, denn so einen Streifen kann man nicht im Alleingang machen.»

Im übrigen sei er froh um jeden Film, an dem er mitarbeite und der dann doch nicht gedreht werde, sagt Giger. «Sonst wird man wieder für die ganze Sache verantwortlich gemacht.» Letztes Jahr hat er für die Film-Fortsetzung «Alien 3» frische Monster geschaffen. Allerdings wisse er nicht, ob seine Sachen im fertigen Film, der ab Mai zu sehen ist, noch vorkommen. «Da haben viel zu viele Leute daran gearbeitet», sagt er, «ich glaube, denen ging es nur um meinen Namen.»

«Viele denken, seit <Alien> sei ich arrogant und komme nur noch sporadisch in die Schweiz. Dabei war ich niemals länger als vierzehn Tage in Amerika», sagt Naturfreund Giger, der die Berge seiner Heimat niemals missen möchte und deshalb noch nie auf die Idee gekommen ist, der Schweiz den Rücken zu kehren. Schon wegen seiner 86jährigen Mutter Melly, die nach wie vor in Chur lebt, und die er oft besucht und mit der er mindestens einmal am Tag telefoniert.

Aber es ärgert ihn, dass er ausgerechnet bei der Ausstellung «Visionäre Schweiz», die kürzlich im Kunsthaus Zürich stattfand, nicht mitmachen durfte. Vielleicht waren seine Visio-

nen zu stark. «Dabei habe ich vieles vorausgesehen», erwähnt Giger. Das stimmt. «1967 habe ich Bilder gemalt mit Kindern mit einem Irrsinns-Kasten vor Augen, wie ein Bildschirm.» Gigers Voraussicht des «Cyberspace», der künstlichen dreidimensionalen Computerwelt.

Auch seine Atomkinder, die man in den sechziger Jahren als Absurdität bezeichnet hatte, sind seit Tschernobyl brutale Wirklichkeit geworden. Ebenso die Benutzung des Menschen als organisches Ersatzteillager ist durch den Kinderhandel in Lateinamerika keine Schreckensvision mehr, sondern Realität.



Ausstellung in Davos

H.R. Gigers Riesen-Rost-Swatch und viele weitere Werke sind noch bis zum 25. April in Davos zu sehen. Im Keller des Hotels Seehof an der Promenade 159 (neben der Parsenbahn) findet auf 270 Quadratmetern diese bisher grösste Giger-Ausstellung statt. Neben Bildern, Plastiken und Möbeln werden in einem kleinen Kino zudem Dokumentarfilme über H.R. Giger gezeigt. Organisator ist die «Painthouse-Akademie», Auskunft über Tel. 081 - 46 40 90.

«Das sind Dinge, die mich beschäftigen», sagt Giger, der glaubt, dass es seine Angst ist, die diese Visionen auslöst. Andere Leute verdrängen ihre Ängste, Giger verarbeitet sie zu Kunstwerken. Wobei es niemals seine Absicht ist, damit zu schockieren. In Davos, wo zurzeit eine grosse Giger-Ausstellung stattfindet, sei neulich einer ausgeflippt und habe die Bilder von der Wand reissen wollen. «Oft sind es religiöse Leute», sagt Giger, «aber wenn ich die sechs Christus-Figuren auf den Kopf stelle, tue ich das nicht, um die Katholiken zu ärgern. Sondern weil das so eine Art schöne Jugendstil-Figur ergeben hat.» Keinen Hehl macht er allerdings daraus, was er vom Mitchurer Bischof Haas hält - den hat er als lebendiges Osterei karikiert. «Auch vom Papst halte ich nichts», gibt Giger zu. «Weil er die Überbevölkerung propagiert. Und dann sieht der auch noch so verschlagen aus!»

Die Zukunft macht Giger angst. «Je mehr man weiss, desto mehr Angst kriegt man. Wie die Regierungen beschissen, das ist eine Sauerei. Es ist ein Wunder, dass noch nicht mehr passiert ist, dass es noch nie richtig geknallt hat.»

Früher habe er geglaubt, «dass ich eines Tages alles mit einem sauberen Selbstmord lösen kann». Aber mit solchen Gedanken trägt er sich nicht mehr. Seine jüngsten Werke zeugen vielmehr von Lebensfreude und Humor - wenn der auch immer sehr tief sinnig und sarkastisch ist. Die mit Rost bedeckte Riesen-Swatch, eine Endzeituhr in der Ausstellung in Davos, ist ein Beispiel dafür: Daran lässt sich trotz geschmolzenem Uhrwerk die Zeit ablesen: an den von Hand gekritzelten Kreidestrichen.

Ein Werk mit Witz - und der gleichmassige Rost an der Uhr ist schaurig schön. •